

des, des Viehes, der Ackergeräthschaften ein so beträchtliches Capital erfordert, wie es bei der großen Masse der Auswanderer eben nicht zu erwarten ist. Die traurige Geschichte, welche Grant in dem eben erschienenen (27sten) Bande des Journals der Londoner Geogr. Gesellschaft über die Colonisation auf Vancouver's Island erzählt, liefert einen Beleg dafür, wie durchaus unpraktisch diese Bedingungen sind. Als der Hudsons-Bay-Compagnie im Jahre 1849 jene Insel mit der Bedingung übergeben war, innerhalb 5 Jahre für die Begründung von Ansiedelungen ausreichende Sorge zu tragen, landete Grant im Jahre 1849 mit 8 Leuten auf derselben und siedelte sich bei Soke's Inlet auf der Südwestspitze an; aber von jener Zeit bis zum Jahre 1854 ist außer ihm auch nicht ein einziger unabhängiger Colonist erschienen, obgleich die Insel durch ihre außerordentlich ergiebigen Fischereien, durch ihre an trefflichem Bauholz reichen Wälder, wie durch ihre Kohlenlager recht günstige Bedingungen für eine Colonisation darbietet und die Projecte einer pacifischen Eisenbahn nach irgend einem der Insel gegenüber gelegenen Punkte des Continents auch eine gewisse Anziehungskraft ausüben konnten. Alle andern Colonisten — die Zahl der Weißen belief sich übrigens am Ende des Jahres 1853 erst auf 450 Seelen, Weiber und Kinder mit eingeschlossen — hat die Compagnie auf ihre eigenen Kosten dort hingeschafft; Grant selbst verpachtete nach 2 Jahren seine Besitzung, um sich auf eine weitere Reise zu begeben, fand aber nach seiner Rückkehr sein Eigenthum zerstört und verlassen und die Felder aufser Cultur. Der Versuch, unabhängige Colonisten heranzuziehen, ist also vollkommen fehlgeschlagen, und es ist keine Frage, daß auch jetzt, wenn die Goldfelder sich wirklich auf das Unionsgebiet erstrecken sollten, die Ankömmlinge sich vorzugsweise dem letztern, und nicht dem britischen Gebiete zuwenden werden. — n.

Ueber die Indianerstämme Nord-Amerika's.

Von Dr. Helfft.

Zu den großen statistischen Werken, welche die Regierung der Vereinigten Staaten zur Förderung gründlicher Kenntniß des Landes veröffentlicht hat, gehört auch eine sehr werthvolle Arbeit über die Krankheiten und die Sterblichkeit der Truppen innerhalb der 16 Jahre von 1839 bis 1855, analog der Zusammenstellung über den Gesundheitszustand der Truppen während der Jahre 1819—1839, die im Jahre 1840 veröffentlicht wurde. — Bekanntlich sind über das ganze der Union gehörige Land Militärposten verbreitet, in denen der Garnison ein Militärarzt beigegeben ist, welchem auch der Auftrag zuertheilt ist, über die medicinische Topographie des Orts, d. h. über seine geographische Lage, die klimatischen Verhältnisse, die Producte, die geologische Formation des Bodens, die Fauna, Flora und die Ursachen der herrschenden Endemien und Epidemien alljährlich Berichte einzuliefern. Somit erhält die Regierung aus den verschiedensten Gegenden der Union ein massenhaftes Material von Beobachtungen, welche in jeder Hinsicht über die Kenntniß des Landes, seine Culturfähigkeit und die Bewohner genaueren Aufschluß geben und für die Wissenschaft von weit größerem Werthe sind, als die flüchtigen Beobachtungen von Reisenden, die nur kurze Zeit an einem und demselben Orte verweilen.

Die Militärposten sind zu diesem Zwecke in mehrere geographische Abtheilungen gesondert: in eine nördliche für denjenigen Theil der Vereinigten Staaten, welcher nördlich vom 40sten Breitengrade und östlich von den Felsengebirgen liegt; eine mittlere Abtheilung zwischen dem 35sten und 40sten Breitengrade, eine südliche zwischen dem 30sten und 35sten Breitengrade und die Stationen in Florida, Texas, Neu-Mexico, Californien und in den Territorien Oregon und Washington.

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen der Aerzte über die in der Nähe der Militärposten vereinzelt lebenden Indianerstämme, ihre Lebensweise, Sitten und die Ursachen, die zu ihrer Ausrottung und ihrem Hinschwinden beigetragen haben.

Wie es gewöhnlich geschieht, sind auch hier die Amerikaner einseitig zu Werke gegangen und haben einen Umstand aufser Acht gelassen, auf den, meiner Ansicht nach, weit mehr Gewicht gelegt werden muß, als auf den Einfluß neuer durch den Verkehr mit den Europäern erzeugter schädlicher Momente, wie der Genuß der Spirituosa, die Verbreitung contagiöser und epidemischer Krankheiten, — ich meine nämlich die schlechte, auf Habsucht basirende, erobernde Territorialpolitik der Vereinigten Staaten, die natürlich in einem im Auftrage der Regierung bearbeiteten Werke keinem Angriffe ausgesetzt werden durfte.

Mit jedem Jahre werden den Indianern immer grössere Landstriche abgerungen, so dafs sie zuletzt als Bettler umherzuziehen und sich ihre spärliche Nahrung bei den Militärstationen und einzelnen Colonisten zu suchen gezwungen sind oder verhungern müssen. So erzählt ein Arzt, dafs die Comanches, wenn es ihnen an Fleisch fehlt, von den verdorbenen Provisionen der Soldaten oder von Wurzeln und wildwachsenden Kräutern leben, und oft Tage lang keine andere Nahrung zu sich nehmen, als die Frucht der *Carya olivaeformis*. Zuweilen hungern sie drei oder vier Tage und kommen dann abgezehrt und völlig entkräftet zu den Posten. Im Jahre 1850 kam eine Schaar von 500 Kriegern nach Fort Martin Scott auf dem Wege nach San Antonio in Texas, die drei Tage hindurch keine Nahrung zu sich genommen hatte, und da der commandirende Officier den Befehl erhalten, nur unter die Häuptlinge und deren Familien Rationen zu vertheilen, so fielen die übrigen über zwei vor mehreren Tagen in den Ställen der Cavallerie gefallene und schon halb in Fäulniß übergegangene Pferde her, lösten das Fleisch von den Knochen, bereiteten sich eine Mahlzeit davon und zogen dann weiter. — Sehr oft haben die Aerzte in den Hütten halbverweste Thiere gefunden, von denen sich die Familien nährten, und in dieser durch den Fäulnißgeruch verpesteten Luft lagen 6 bis 8 Individuen bei Tag und Nacht. Darf es uns unter solchen Umständen Wunder nehmen, wenn Krankheiten, hauptsächlich die Scropheln, in den bösartigsten Formen unter ihnen herrschen und epidemische Krankheiten weit verderblicher auftreten als unter günstigen hygienischen Verhältnissen? Folgende Schilderung giebt ein deutscher Ansiedler von den Pawnees: „Sie sind ein herabgekommenes Geschlecht, welches jetzt mehr einer vagabondirenden Bettlerbande, als einem Kriegervolke gleicht. Es sind lästige Bettler, die, wenn sie sonst nichts erlangen können, blofs ein Stück Brod fordern, und haben sie dieses erhalten, unter allerlei Geberden und Misttönen ihr Verlangen nach Speck, Thee oder Kaffee ausdrücken. In ihrer äufseren Erscheinung gleichen sie den Zigennern in Ungarn und der Wallachei.“

Ich habe mir oft die Frage aufgeworfen, warum gerade die Indianer durch den Verkehr mit den Europäern zu Grunde gehen sollen, während andere Racen, die Malayen, Chinesen, Neger und viele afrikanische Stämme, die doch in ihrer Organisation keine zur Erklärung des Phänomens ausreichende Abweichung von der indianischen Race zeigen, trotz ihres fortwährenden Zusammenlebens mit civilisirten Nationen, trotz der veränderten Lebensweise, ungewohnter Nahrungsstoffe und dergl. nicht nur an Zahl nicht abnehmen, sondern mit jedem Jahre sich vermehren, je mehr sie in der Cultur gefördert werden. Beispiele hierfür liefern die eingeborenen Stämme auf den Sunda-Inseln, in der Colonie Natal und den süd-afrikanischen Freistaaten, die Negerstämme an der Westküste Afrikas u. A. Die Aerzte haben keinesweges unter den Indianerstämmen eine so beträchtliche Verbreitung der syphilitischen Krankheiten gefunden, wie man gewöhnlich annimmt, ja bei vielen waren sie ganz unbekannt, und ebenso können wir die Verheerungen durch die Menschenpocken nicht als eine der Hauptursachen des Hinschwindens aufstellen, da diese unter allen Volksstämmen der Erde von Zeit zu Zeit arg gewüthet und ganze Familien hinweggerafft haben, ohne die Völker selbst vollständig von der Erde zu vertilgen, — ich erinnere nur an die furchtbaren Epidemien unter den Negern. Seit dem Jahre 1849 ist aber auch hier die Vaccination eingeführt worden, so daß ähnliche furchtbare Verheerungen wohl nicht mehr vorkommen werden.

Dr. Davy, der sieben Jahre lang mit den Eingeborenen des Nordwestens in Verkehr stand, hat nun die Beobachtung gemacht, daß das Mortalitätsverhältniß unter den Indianern ein weit größeres ist, als unter der caucasischen Race, dagegen beträchtlich hinter dem der schwarzen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten zurückbleibt. Unter einer Zahl von 700 Winnebagos, die sich in der Nähe des Fort Ripley niedergelassen hatten, kam jährlich auf 26,23 Individuen ein Todesfall vor; unter den Gestorbenen waren 70 Procent Kinder und 30 Procent Erwachsene. In Großbritannien kommt dagegen im Durchschnitt ein Todesfall auf 44 Seelen, in Berlin 1 auf 38, in Hamburg 1 auf 30, in München 1 auf 28,5, in Philadelphia 1 auf 43,12 der weissen und 31,05 der farbigen Bevölkerung; in Baltimore ist das durchschnittliche Sterblichkeitsverhältniß unter den Weissen wie 1 : 46,40, unter der freien farbigen Bevölkerung wie 1 : 34,17, dagegen unter den Sklaven wie 1 : 26,59.

Wenn wir nun aber die erbärmliche Lebensweise der Indianer berücksichtigen, so glaube ich, daß diese schon allein hinreicht, um die Mortalität bedeutend zu steigern. Besonders ist diese unter den Kindern bei weitem größer, als irgend anderswo, indem 70 Procent aller Todesfälle auf das kindliche Alter bis zum 15. Jahre kommen, und dies rührt wiederum von der rohen Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren her. Gleich nach der Geburt wird nämlich das Kind auf ein mit einigen Stücken Zeug bedecktes Brett gelegt und mittelst eines zwei oder drei Zoll breiten Streifens von Leinwand mit Einschluss der Arme, die ausgestreckt an den Rumpf gelegt werden, vom Kopf bis zu den Füßen wie eine ägyptische Mumie fest eingewickelt, so daß nur der Kopf frei bleibt, und dann auf das Brett festgebunden. In dieser eingezwängten Lage verbleiben sie fast das ganze erste Lebensjahr hindurch und werden oft Wochen lang nicht von dem Brette heruntergenommen. Die normalen Functionen der Haut können bei

diesem Verfahren gar nicht von Statten gehen, die Excremente machen die Haut wund und reizen sie fortwährend. Da die Bewegung der Arme und Füße, die einzige willkürliche Bewegung, die ein Kind vollführen kann und die zur Entwicklung der physischen Kräfte so nothwendig ist, vollständig gehemmt ist, so nehmen die Kräfte bald ab, und es tritt ein hoher Grad von Erschöpfung ein. Den verderblichsten Einfluß äußert aber dies Festbinden an ein Brett auf die Gehirnfunktionen; indem nämlich durch das andauernde Liegen auf einem festen Körper das weiche Hinterhauptbein nach innen gedrückt wird, entstehen Krämpfe, Lähmungen und andere Gehirnzufälle, durch welche die Kinder zu Grunde gehen. Einen am Hinterhaupt plattgedrückten Kopf halten die Indianer aber für eine Schönheit und bei manchen Stämmen werden sogar noch andere Mittel angewandt, um den Schädel platt zu drücken; sie legen nämlich ein Kissen auf die Stirn, welches vom Rande der Augenhöhlen bis zum Scheitel reicht, und ein zweites, welches den Gegendruck ausüben soll, unter das Hinterhaupt. Dieselben bleiben ein ganzes Jahr lang liegen, bis die Verknöcherung vollendet ist.

Die Sitte, dem Schädel durch Binden und Druck künstlich eine andere Form zu geben, ist eine sehr alte; sie findet sich von orientalischen, römischen und griechischen Autoren erwähnt. Die Mongolen kannten sie schon in der frühesten Zeit; auch bei den Hunnen wird sie erwähnt. Die Operation wurde hier ausgeführt, um den Individuen eine aristokratische Auszeichnung zu geben, wie es nach Hippocrates bei den Scythen geschah und noch heutigen Tages bei den Oregon-Indianern der Fall ist. Aber auch in manchen Theilen des südlichen Frankreichs kommt diese Sitte noch vor, wie aus Dr. Foville's Arbeit über die Anatomie des Gehirns hervorgeht.

Da man nun auch in der neueren Zeit in der Krimm, der Schweiz und in Savoyen ähnliche Schädel, wie die amerikanischen gefunden hat, so wirft Retzius mit Recht die Frage auf, ob nicht hieraus auf eine Verbindung der Völker der alten und neuen Welt zu schließsen sei? Es unterliegt wohl jetzt keinem Zweifel mehr, daß Amerika von Westen aus bevölkert worden und diese Sitte eine altmongolische ist.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung zu der Lebensweise der jetzigen Indianer zurück, so sehen wir, daß sie in engen, von Erde, Holz oder Baumrinde gebauten, spitz zulaufenden Hütten leben und dort zusammengepreßt Tage lang faullenzend um das Feuer herum auf dem feuchten Boden liegen. In Schweifs gebadet gehen sie dann in die kalte Luft hinaus, und die Aerzte schreiben dem Einfluß des Temperaturwechsels und der Unterdrückung der Hautrespiration die Entstehung vieler gefährlichen Krankheiten zu. Hierzu kömmt, daß sie oft an einem Tage mit alten Uniformsröcken, einem Frack, einer Weste oder mehreren Hemden übereinander erscheinen, ein höchst komischer Anblick! und am nächsten wiederum nackt gehen, nachdem sie diese Kleidungsstücke aus Noth oder um sich Branntwein zu verschaffen, verkauft haben.

Von den Indianerstämmen des nördlichen Californiens erhalten wir über die in der Nähe des Forts Reading am Sacramento (unter 40° 28' nördl. Br. gelegen) umherschweifenden eine ausführliche Schilderung. Sie bilden einige wenige kleine Rotten, die verschiedene Sprachen sprechen und sich nach dem Namen ihrer Häuptlinge nennen. Man begreift sie alle unter dem Namen Digger und bezeichnet die einzelnen Banden nach dem Namen der Flüsse, an deren Ufern

sie ihr Lager aufschlagen. Sie sind durchschnittlich von der Gröfse der Europäer, und proportionirt gebaut. Da die Augenbraunenbogen ungewöhnlich stark gewölbt sind, so scheint es, als ob die Stirn mehr als an andern Schädeln zurücktrete. Die Augen sind nicht schief geschnitten und die Sehkraft ist außerordentlich stark; die Wangenknochen treten stark hervor, die Nase ist regelmäfsig gebogen, nicht lang, und die Nasenlöcher nicht so breit, wie bei den Afrikanern. Die Zähne sind schön weifs, nicht breit, die Lippen dicker als bei den Europäern, die Brust ist schön gewölbt, der Unterleib ragt stark hervor, Hände und Füfse sind auffallend klein. Ihre Waffen bestehen aus Bogen und hölzernen mittelst Kieselsteinen zugespitzten Pfeilen. Sie leben von der kleinen Jagd, Fischen, Insecten, Eichel, Wurzeln und Gras, wohnen in kleinen, runden, spitz zulaufenden Hütten, die aus Erde errichtet und durch Häute und Baumäste gestützt werden. Nicht allein die Familien derselben Rotten, sondern auch die verschiedenen Banden pflegen, wenn sie Hunger leiden, ihre spärliche Nahrung miteinander zu theilen. Die Männer gehen nackt, die Frauen tragen eine Schürze von geflochtenem Grase. Werden sie nicht angegriffen, so zeigen sie sich nicht feindlich.

Die in den Territorien Oregon und Washington lebenden Indianer sind nur die letzten Ueberreste der drei einst mächtigen Stämme der Chinocks, Clatsops und Cathalamets.

Die Chinocks wohnen am nördlichen Uferende des Columbia und in der Nähe der Shoalwater Bai; ihre Zahl beträgt kaum 150. Sie erzählen, dafs sie einst 300 Krieger stark gewesen und der berühmte Concomly an ihre Spitze gestanden habe; jetzt aber ist ihnen das Recht zum Fischen entzogen und selbst ihre Begräbnisplätze werden fremden Ansiedlern verkauft.

Die Clatsops, welche zur Zeit der Gründung von Astoria, 180 Krieger zählten, sind jetzt auf 20 zusammengeschmolzen, die kaum behaupten können, feste Wohnungen zu besitzen. Sie wandern umher, indem sie ihre Zelte aufschlagen oder in der Nähe der Wohnsitze der Weifsen umherlungern; in Kurzem werden sie vollständig vertilgt sein.

Die Cathalamets, die auf dem Eilande und längs des Flusses sich aufhalten, 20 oder 30 Meilen höher hinauf, kamen weniger mit den Europäern in Berührung und haben sich daher nicht so schnell vermindert, jedoch leben sie ebenfalls getrennt in kleinen Abtheilungen und sterben allmählig aus. Unter ihnen lebt ein alter Indianer Squamarke genannt, der gleichsam als Oberhaupt aller dieser zerstreuten Stämme angesehen wird und einen bedeutenden Einflufs auf dieselben ausübt. Einem alten Barden gleich, besingt er die verschwundene Gröfse seiner Race, die kriegerischen Thaten seiner Vorfahren, die Siegestrophäen und feierlichen Triumphzüge nach der Rückkehr aus der Schlacht; jedoch scheut er sich nicht sich viehisch zu betrinken und seinen Enkel für 150 Dollars, zahlbar in Decken, zu verkaufen.

Jede Fehde hat unter diesen Stämmen aufgehört, indem nichts die Habsucht reizen kann, denn nur wenige befinden sich im Besitze einiger Waffen. Selten gerathen sie in Streit, es sei denn in der Trunkenheit, wo dann zuweilen einer oder mehrere erschossen oder niedergestochen werden. Wer ein Canoe oder einige Decken besitzt, wird für wohlhabend gehalten; selten behängt sich Jemand mit einer großen Anzahl von Zierrathen. Nur einige Pferde findet man bei ihnen,

da ihr hauptsächlichstes Beförderungsmittel das Canoe ist; Bewunderung und Staunen erfüllte die Amerikaner, als sie sahen, wie geschickt sie diese schönen Modelle der Schiffsbaukunst leiteten. Sie werden aus den Stämmen der Ceder gefertigt und sind von sehr verschiedener Gröfse. Diejenigen, der sich die Eingeborenen längs der Küste und in der Nähe des Puget-Sund bedienen, sind oft 40 bis 60 Fufs lang und 12 bis 15 Fufs breit und können 60 Personen fassen. Sie werden sehr schnell mittelst kurzer Ruder in Bewegung gesetzt, welche die Männer sowohl wie die Frauen sehr geschickt zu führen verstehen, indem sie auf Binsenmatten, die auf dem Boden des Canoes liegen, knieen; die äufsere Fläche ist schwarz, die innere roth angestrichen, das Vordertheil mit kleinen Kieselsteinen oder Muscheln verziert. Beil und Messer sind die einzigen Werkzeuge, deren sie sich bei Verfertigung derselben bedienen, und die amerikanischen Aerzte können nicht genug ihre Bewunderung über den Scharfsinn eines Volkes aussprechen, welches mit so unvollkommenen Werkzeugen solche Fahrzeuge zu Stande bringt. Bei schlechtem, windigem Wetter ziehen sie ein sehr großes Segel auf. Das Canoe fliegt durch das Wasser mit der Schnelligkeit eines Fisches und selbst bei sehr hohem Wasserschlage ist keine Gefahr vorhanden, dafs es umschlägt. Diese Küsten-Indianer sind ebenso auf dem Wasser zu Hause, wie die Apaches auf den Ebenen und die Araber in der Wüste.

Alle diese Stämme sprechen dieselbe Sprache, haben dieselben Gebräuche und gleichen einander in Sitten, Kleidung und physischem Aussehen. Die meisten sind von mittlerer Gröfse, gedrunenem, stämmigem Körper und Schenkeln, gewöhnlich 5 bis $5\frac{1}{2}$ Fufs groß, mit niedriger Stirn, die durch die Abplattung des Kopfes noch niedriger erscheint; sie haben langes, struppiges, schwarzes Haar, welches bei beiden Geschlechtern mit großer Sorgfalt gepflegt wird; sie kämmen es, schmieren Theer ein und flechten und schmücken es mit höllfarbigen Bändern. Die Barthaare werden sorgfältig ausgerissen, wie die Schaamhaare bei beiden Geschlechtern. Der Mund ist groß, die Zähne klein, oft werden sie bis zum Zahnfleisch abgebrochen, die Lippen sind dick und aufgeworfen. Die Frauen besonders werden oft ungeheuer beleibt und man findet keine einzige schöne unter ihnen. An ihrem Körper und in ihren Verrichtungen sind sie höchst unreinlich, nehmen jedoch, wenn sie von den Ansiedlern geheirathet werden, die europäischen Sitten an und gewöhnen sich an Reinlichkeit; die Kinder sind weit zierlicher gebaut und hin und wieder von schöner Gesichtsbildung. Sobald die Mädchen das Alter der Mannbarkeit erreicht haben und oft noch früher, werden sie von den Weifsen geheirathet, nehmen dann gewöhnlich alle Sitten civilisirter Nationen an und erscheinen zuweilen elegant, meist jedoch höchst phantastisch gekleidet. Im Urzustande ist ihre einzige Hülle im Sommer eine aus Fasern der Cederrinde gefertigte Schürze, im Winter hüllen sie sich in Matten oder Thierhäute ein, kriechen in Erdlöcher oder kleine aus Binsen errichtete Hütten, in denen sie während der Regenzeit bleiben und in deren Mitte ein Feuer brennt, welches den ganzen Raum mit Rauch anfüllt. In den letzten Jahren haben sie sich größere hölzerne Wohnungen erbaut. Seit der Entdeckung der Goldminen haben sich viele dieser Indianer schnell große Schätze zusammengehäuft, doch da sie das Gold nur als Tauschmittel betrachten, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, sind sie selten darauf bedacht, es zu behalten. Als durch die californischen Mi-

nen Oregon fast seine ganze männliche Bevölkerung verlor, leisteten die Indianer als Arbeiter treffliche Dienste und hatten einen reichlichen Verdienst, indem sie die Reisenden auf ihren Canoes beförderten. Wie alle wilden Volksstämme lieben sie aber die Veränderung und wenn sie genug Geld verdient haben, um ihre Wünsche zu befriedigen, so kann sie nichts bewegen, ihr einträgliches Geschäft fortzusetzen.

Auch hier schreiben die Aerzte das furchtbar schnelle Hinschwinden dieser Stämme den bösartigen Epidemien zu, die unter ihnen geherrscht haben; so wurde in den Jahren 1829 und 1830 die Hälfte von einer bösartigen Masern-epidemie hinweggerafft, worauf ein bösartiges Wechselfieber zu wiederholten Malen große Verheerungen unter ihnen anrichtete. Die Syphilis und ihre Folgekrankheit die Scropheln in ihren bösartigsten Formen sollen aber besonders zur Abnahme der Stämme beigetragen haben. Indem sie nämlich ihre Frauen ohne Widerstreben der Prostitution Preis geben, nur aus Gewinnsucht, werden diese inficirt und somit pflegen alle Kinder im Mutterleibe zu Grunde zu gehen. Unter den Männern befinden sich wenige, die nicht ein Auge in Folge syphilitischer oder gonorrhöischer Augenzündung verloren haben.

Die Begräbnisplätze in der Umgegend und längst des Flusses legen ein Zeugnis ab von der bedeutenden Menge der zu Grunde gegangenen Indianer; es sind geheiligte Orte in der Nähe des Ufers und liegen oft auf nackten, isolirt stehenden Felsen. Der Leichnam eines Häuptlings oder berühmten Mannes wird mit den besten Kleidungsstücken und den glänzendsten Schmucksachen versehen, in Decken eingehüllt, in sein Canoe gelegt, seine Netze und Speere ihm zur Seite, rund umher hängen die Kochgeschirre, die zinnernen Pfannen und Schüsseln, und so ausgeschmückt wird der Leichnam auf die Aeste eines Baumes oder auf einen erhöhten Platz gestellt und dann verbrannt.

Gegen Krankheiten wenden die Indianer verschiedene Kräuter innerlich, und äußerlich Scarificationen der Haut und Dampfbäder an. Die letzteren werden auf folgende Weise bereitet: der Kranke setzt sich in eine kleine aus Holzstäben gefertigte mit Decken ausgelegte Wanne, welche die durch Gießen von Wasser auf heiße Steine erzeugten Dämpfe durchziehen. — Ihre letzte Hoffnung setzen sie in schlimmen Fällen auf die Beschwörungen ihrer „Medicinmänner“, welche bei Nacht in die Wohnung der Kranken kommen, singen, ihre großen Trommeln schlagen, mit Kalabassen rasseln und allen möglichen Hokus-Pokus treiben. Eine fast abgöttische Verehrung erweisen sie dem Opium und Chloroform, welche Ruhe und Befreiung von Schmerzen bewirken.

In Texas befindet sich ein nomadischer Stamm, die Comanches, die Olshausen die Beduinen Amerika's nennt, sie leben bloß von der Jagd oder erbetteln oder stehlen Rinder und Pferde, und beunruhigen auf diese Weise fortwährend die Colonisten an der Grenze von Neu-Mexico und Texas. Häufig hat man Erwachsene sowohl wie Kinder unter ihnen angetroffen, die sie sich auf ihren Streifzügen geraubt haben, um ihren immer mehr hinschwindenden Stamm zu vermehren; doch sterben die meisten Kinder, ehe sie herangewachsen sind, nur die kräftigeren Constitutionen erreichen das 40ste Jahr, und nur sehr wenige werden alt; die Frauen häufiger als die Männer. Von Rheumatismen und Lungenkrankheiten werden sie am häufigsten heimgesucht, indem sie ihre niedrigen

Hütten übermäfsig heizen und sich auf den kalten Boden hinlegen, während der Körper stark schwitzt. Sie sind träge und mit geringen Ausnahmen schwächlich. Im Sommer leiden sie dagegen wenig an Krankheiten.

Die nördlichen Stämme einbegriffen sollen die sogenannten Prairie oder wilden Indianer ungefähr 20,000 Seelen stark sein, die verschiedene Namen führen. Die eigentlichen Comanches, die zu ihnen gehören, haben nur eine Stärke von 9000 Seelen, von denen ungefähr 500 die Militärstationen besuchen, mehr als 200 streitbare Männer wurden nie beisammen gesehen.

Ihren Traditionen zufolge wanderten sie um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von Süd-Amerika aus und hiefsen Pa-to-kalis; indem sie die Landenge passirten, sahen sie das grofse „Wasser“ auf beiden Seiten, und während sie langsam nach Norden vorrückten, hatten sie mit manchen feindlichen Stämmen zu kämpfen bis sie zum Rio grande kamen, wo sie mehrere Jahre in einer und derselben Gegend verweilten; dann zogen sie nordwärts nach San Saba und dem oberen Laufe des Colorado und Brazos. Hier fanden sie ein herrliches Land, Waldung, gutes Wasser, üppige Wiesen und zahlreiches Wild. Ihre Waffen bestanden aus Messern, aus den Rippen des Büffels verfertigt, Keulen, Bogen und Pfeilen. Sie waren glücklich und frohen Muthes, nahmen an Zahl zu und erfreuten sich viele Jahre des Friedens, als die Spanier, das erste weifse Volk, welches sie gesahen, zu ihnen kamen und Festungen und Kirchen bauten. Sie empfingen sie als Freunde und schlossen einen Vertrag, den die Weifsen bald brachen, indem sie viele zu Sklaven machten, deren Nachkommen noch, wie sie versichern, unter den Mexicanern als Peons leben. Die Häuptlinge erklärten sich in ihren berathenden Versammlungen für den Krieg, der mit der Niedermetzlung der Garnison von San Saba endete, worauf die Ansiedelungen nördlich von San Antonio aufgegeben wurden. Seit jener Zeit lebten die Comanches friedlich in jenen Gegenden bis zum Jahre 1845 und wurden wenig von den Texanern belästigt.

Da luden die Spanier, um sich an den Indianern wegen des früheren Blutbades zu rächen, die Häuptlinge zu einer grofsen Freundschafts- und Friedensversammlung nach Monclovia ein und tödteten sie dann hinterlistig. Seit jener Zeit fand ein unauslöschlicher Haß zwischen den Indianern und Mexicanern statt.

Mit den Sioux, Arapahoes, Assiniboins und andern Stämmen wurde erst im Jahre 1851 zu Fort Laramie ein sogenannter ewiger Friedens- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen, in welchem sich die Indianer verbindlich machten, für alle von Mitgliedern ihrer Stämme an Weifsen verübten Räubereien Schadenersatz zu leisten, und den Vereinigten Staaten das Recht einräumten, Strafsen durch ihre Gebiete anzulegen, sowie militärische und andere Posten zu errichten, dagegen garantirten die Vereinigten Staaten Schadenersatz für alle Beraubungen, die den Indianern durch Weifse zugefügt würden, und zahlen den Stämmen auferdem ein Jahrgeld von 50,000 Dollars auf 50 Jahre als Entschädigung für das Wild, welches von den durch ihre Gebiete ziehenden Emigranten verschuecht wird.

Wenn nun auch die meisten Stämme ihren Verpflichtungen nachkommen und nur wenige, die gänzlich abgeneigt sind, sich an bleibende Wohnstätten und an den Landbau zu gewöhnen, nicht die geringste Achtung für das Eigenthum zeigen und jeden Weifsen, der durch ihr Gebiet zieht, berauben, so darf man doch nicht

aufser Acht lassen, dafs auch die Amerikaner sehr oft die Schuld tragen und die Nothwehr die Indianer zwingt, sich gegen ungerechtfertigte Angriffe zu vertheidigen. So lange also von beiden Seiten die vorgeschriebenen Gesetze übertreten werden und den Eingeborenen nicht der zu ihrer Existenz nothwendige Schutz zu Theil wird, kann von einem Wiedererstarken der Stämme nicht die Rede sein, im Gegentheil werden sie zuletzt gänzlich untergehen.

Expedition nach dem Darling-River.

Das Londoner Athenaeum enthält Nachrichten über eine Expedition nach dem Innern von Neu-Süd-Wales, die von Herrn E. J. Spence, ehemaligem Agenten der Colonial-Gold-Company, geleitet wird. Derselbe verlies Sydney im October v. J. mit einer aus neun Personen bestehenden Gesellschaft, um eine Niederlassung an dem Darling-River zu gründen, dicht bei dem sogenannten Fort Bourke, einer von Sir Thomas Mitchell auf seiner im Jahre 1836 unternommenen Erforschungsreise errichteten Stockade, von der aber jetzt nicht eine Spur mehr vorhanden ist. Nachdem sie über Bathurst und Wellington nach Dubbo, der letzten Grenzstadt, gelangt waren, zogen die Reisenden den Macquarrie-Flufs entlang zu den Quellen von Duck Creek und drangen dann über Land nach dem Bogan River vor, dessen Lauf sie bis zu seiner Vereinigung mit dem Darling verfolgten. „Etwa zehn Miles unterhalb Mount Hopeless,“ schreibt Herr Spence, „umgab uns eine vollständige Wildnifs, ohne die Spur eines civilisirten Wesens, und mit keinem andern Wegweiser als unserem Comparse und den sehr mangelhaften Karten, die man über diese Gegend besitzt, welche seit zwanzig Jahren, d. h. seit Mitchell's Expedition, kein europäischer Fufs betreten hat. Wir fanden, dafs die Gefahr, die uns von den Eingeborenen (*the blacks*) drohe, sehr überschätzt worden sei. Die Race ist fast ausgestorben, und die Ueberlebenden wissen aus Erfahrung nur zu gut, dafs es nicht gerathen ist, mit den Weissen anzubinden. Sie gehen völlig nackt, und ihre einzige Sorge scheint darin zu bestehen, mit möglichst weniger Mühe ihren Unterhalt zu gewinnen. Eine sanfte, von schönen Bäumen beschattete Anhöhe ersteigend, überblickte ich plötzlich einen breiten, tiefen, rollenden Strom, den Darling. Die Scene war so herrlich, die Einsamkeit so tief, dafs ich geneigt war, mich einem Anfall von Sentimentalität zu überlassen; aber man wird ausnehmend praktisch auf solchen Expeditionen, und mit einem Hurrah galoppte ich daher zurück zu meinen Gefährten, um ihnen die willkommene Kunde mitzutheilen.“ Der Darling ist in Folge seiner vielen Zuflüsse ein breiter und tiefer Strom, und die alluvialen Ufer, die oft überschwemmt werden, sind in üppiger Fülle mit Gerstengras (*barby grass*) und wildem Hafer bewachsen. Das im Hintergrunde gelegene Land ist nur sparsam bewaldet und äufserst grasreich und bietet vorzügliche Weiden für Hornvieh oder Schaafterden dar. Der Flufs hat eine hinlängliche Tiefe, um zur Dampfschiffahrt beutzt zu werden. Herr Spence beabsichtigt, den Darling und Murray hinab nach Adelaide zu gehen, wo er mit den Commissaren der Adelaide-Steam-Company zusammenzutreffen und mit ihnen die Mafsregeln zu berathen denkt, die zur Eröffnung der Schiffahrt auf dem Darling nöthig sind.

L.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1858

Band/Volume: [NS 4](#)

Autor(en)/Author(s): Helfft

Artikel/Article: [Ueber die Indianerstämme Nord-Amerika's 417-425](#)